

Göttinger Friedenspreis 2016
„Rockmusik für Demokratie und Toleranz“
und „boat people projekt“

**GÖTTINGER
FRIEDENSPREIS**
STIFTUNG DR. ROLAND RÖHL



Laudatio auf die Preisträger von Thomas Gebauer

Sehr geehrte Frau Barann,

Liebe Preisträgerinnen und Preisträger,

Sehr geehrte Damen und Herren,

Es ist mir eine große Freude, die Laudatio auf die diesjährigen Träger des Göttinger Friedenspreises halten zu dürfen. Mit dem Festivalprojekt „Rockmusik für Demokratie und Toleranz“ der Eheleute Brigit und Horst Lohmeyer und der Theatergruppe „Boat People Projekt“ aus Göttingen ehren wir ein friedenspolitisches Engagement, das diesen Preis allerdings hoch verdient hat.

Im Vorfeld zu unserer heutigen Feierstunde wurde bereits viel Lobendes über die Preisträger gesagt. Dem wäre eigentlich nichts mehr hinzuzufügen. Überhaupt stellt sich ja für einen Laudator die Frage, wie man Menschen ehrt, deren Handlungen auf so eindrucksvolle Weise für sich selbst sprechen.

Ich will es versuchen mit einigen Gedanken zu den Grundsätzen, denen sich die Preisträger auf so großartige Weise verpflichtet fühlen: - mit einigen Gedanken zur Idee der Weltoffenheit, zur Toleranz und Demokratie.

Nun, ich denke, uns alle hier im Saal hat die wunderbare Solidarität, mit der so viele Bürgerinnen und Bürger unseres Landes in den zurückliegenden Monaten den zu uns Geflohenen begegnet sind, mit großer Zufriedenheit, vielleicht auch mit Stolz erfüllt. Tatsächlich sind wir in aller Welt für die sogenannte „Willkommenskultur“, die Deutschland gezeigt hat, bewundert worden. In einer näher zusammengerückten Welt ist solche Weltoffenheit alles andere als unangemessen. Wenn es eine friedliche Zukunft für diesen Planeten geben soll, dann liegt sie in offenen weltgesellschaftlichen Verhältnissen. Die Alternative dazu wäre der Rückfall in einen von Feindbildern und Gewalt getragenen Nationalismus, und wohin das führt, wissen wir aus historischer Erfahrung nur zu genau.

Mit großer Sorge sehen wir deshalb, wie die Idee einer offenen Gesellschaft zunehmend unter Druck gerät. Im Ausland aber auch hierzulande. Fast schon unversöhnlich steht heute dem Engagement für Offenheit ein Drängen auf Abschottung gegenüber. Deutlich wird eine gesellschaftliche Zerrissenheit, die nicht eigentlich neu ist, aber immer schärfer zum Vorschein tritt.

Auf der einen Seite das emphatische Mitfühlen und die Hilfsbereitschaft einer Mehrheit, über die in den Medien leider viel zu wenig berichtet wird; auf der anderen die Ignoranz und leider immer



öfter auch Gewalt. Ich will an dieser Stelle noch gar nicht über rechtsextreme Gewalttäter reden, sondern über die, die schweigen, die wegsehen. Völlig zurecht verweisen die Lohmeyers auf die Schwierigkeiten, die sie gerade mit den Duckmäusern haben. Sie alle kennen die Argumente, mit denen das unheilvolle Treiben von Rechtsextremen viele Jahre lang klein geredet wurde.

Da war von ein paar Verirrten die Rede, die man doch machen lassen könne. Überhaupt: man habe genug mit sich selbst zu tun.

So infam solche Ignoranz ist, so wenig sollte sie in Gesellschaften überraschen, die eben nicht nur Solidarität, sondern auch deren Gegenteil, die Konkurrenz predigen. Vielleicht erinnern Sie sich an Margret Thatchers monströse Behauptung: „There is no such a thing as society“, mit der sie Ende der 80er Jahre das Programm für die marktradikale Umgestaltung der Welt umrissen hat. „Wenn jede und jeder an sich denkt, ist auch an alle gedacht“, so das zynische Credo des Neoliberalismus, in dessen Zentrum eben nicht mehr die Idee eines solidarischen Miteinanders steht, sondern eine überhöhte Idee von Eigenverantwortung, die letztlich in einer egoistischen Grundhaltung zum Ausdruck kommt.

Wo von frühester Kindheit an Konkurrenz eingeübt wird, wo die Unsitte von Rankings immer weitere Lebensbereiche erfasst und nur die Siegertypen zählen, wo Menschen zu Unternehmern in eigener Sache werden sollen und öffentliche Daseinsvorsorge durch privates Risikomanagement ersetzt wird, da macht sich aber nicht nur eine Ellenbogenmentalität breit, sondern auch Angst.

Angst gar nicht so sehr vor Wohlstandverlust, sondern davor, mit der Welt, wie sie ist, nicht mehr zurecht zu kommen, zu scheitern, keine Anerkennung zu finden. Wo jede und jeder für sich selbst verantwortlich soll und am Ende diejenigen, die sich um Andere kümmern, als „Gutmenschen“ verunglimpft werden, da entwickelt sich so etwas eine die Menschen in ihren Grundfesten erschütternde fundamentale Obdachlosigkeit.

Wohlgemerkt: ich spreche hier nicht von Geflüchteten, die gerade erst zu uns kommen sind, sondern von Menschen, die hier aufgewachsen sind: von Menschen, die an Burnout und Depressionen erkranken, von Jugendlichen, die ohne echte Perspektive sind und leider viel zu oft ihr Heil in der Gewalt suchen, von Menschen, die sich an den autoritären Wohlfahrtsstaat zurücksehnen, der mit der DDR untergegangen ist, von Menschen, die auf fatale Weise versuchen, ihre soziale Verunsicherung über den Anschluss an autoritäre und rechtpopulistische Bewegungen zu kompensieren.

Das, was die Idee der Weltoffenheit heute auf eine so dramatische Weise bedroht, ist etwas, das ich als Unbehagen in der Globalisierung bezeichne. Angesichts einer in der Welt dramatisch anwachsenden sozialen Ungleichheit spüren viele, dass die Freiheits- und Glücksversprechen der Moderne für immer mehr Menschen unerfüllt bleiben werden.

Dass Sie mich nicht falsch verstehen: es geht mir nicht darum, Rassismus und Gewalt zu rechtfertigen. Ganz im Gegenteil: Gewalttäter sind zur Rechenschaft zu ziehen. Allein mit



Strafen aber wird es nicht gelingen, den Ursachen der wachsenden Gewalt zu begegnen. Die große Aufgabe, die vor uns liegt, ist dafür zu sorgen, dass nicht noch mehr Menschen in die Hände von Extremisten getrieben werden.

Und an eben dieser Stelle kommen unsere Preisträger*innen ins Spiel, wenn ich das mal so sagen darf.

In dem sie Rassisten und Rechtsextremen die Stirn bieten und Migranten samt ihren Nöten eine Bühne geben, setzen sie Zeichen, an denen man nicht so schnell vorbeikommt. Sie zeigen, dass Fremdenfeindlichkeit und verquaste Weltbilder nicht hingenommen werden müssen. Sie zwingen auf diese Weise auch diejenigen, die sich lieber raushalten wollen, sich selbst zu positionieren.

Offene Gesellschaften brauchen solche Vorbilder. Sie brauchen den Mut einzelner, die überzeugen und andere mitreißen. Und die vielen Berichte, die aus Jamel, dem Dorf der Lohmeyers, um die Welt gegangen sind, haben ihre Wirkung ja nicht verfehlt. Politiker, die viel zu lange geschwiegen haben, gaben sich im letzten Jahr in Jamel die Klinke in die Hand; kaum eine Zeitung, die nicht über die dortigen Zustände berichtet hätte. Mit ihrer Standhaftigkeit, mit den Rockfestivals, mit der Idee, in Jamel ein Kultur- und Bildungszentrum aufzubauen, haben die Lohmeyers keinen Zweifel daran gelassen, dass man Nazis widerstehen kann.

Die Idee sei ja eigentlich ganz einfach, haben sie einmal gesagt: „den Nazis zu zeigen, dass das nicht ihr Dorf ist, sondern dass es ein öffentliches Dorf ist wie jedes andere Dorf in Deutschland auch, und dass es hier tolerant zugeht.“

Das ist, lassen Sie mich das klar sagen, nicht nur Ausdruck von Zivilcourage, sondern auch Ausdruck einer faszinierenden Lebenskunst. In einem Interview mit den Lohmeyers bin ich dann auf einen Satz gestoßen, der mich stutzen ließ. Jamel und seine Umgebung sei ihnen zu einer neuen Heimat geworden.

Bemerkenswert fand ich das nicht nur, weil ich mir die Anfeindungen durch die Nachbarn wenig anheimelnd vorstelle, sondern vor allem, weil ja auch Rechtsextreme ihre fremdenfeindlichen Haltungen oft mit der Anrufung von Heimat verbinden: einer verquasten rückwärtsgewandten Idee von Heimat freilich, denen die Lohmeyers, wenn ich das richtig sehe, einen ganz anderen Begriff von Heimat entgegensetzen: einen, der mich an Ernst Bloch und seine utopische Deutung von Heimat erinnert hat.

Vielleicht kennen sie Blochs berühmte Zeilen über die Heimat aus dem „Prinzip Hoffnung“. Es hilft, sie sich gerade in diesen Tagen noch einmal anzusehen. Heimat, so Bloch, sei ein Ort, der zwar allen in der Kindheit scheint, aber an dem doch noch niemand war. Folgen wir dieser Deutung von Heimat, dann lässt sich Heimat nicht rückwärtsgewandt finden, sondern muss im Künftigen erst noch geschaffen werden. Heimat entstehe dort, so Bloch, wo die Menschen sich erfassen und das Ihre ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründen.



Heimat hat nichts mit Blut und Boden oder völkischen Irrwegen zu tun, sondern mit dem, was aufgeklärte Gesellschaften auszeichnet: mit Aufklärung, Offenheit und eben Toleranz.

Es lohnt der Blick auf das, was Toleranz meint. Das Wort entstammt dem lateinischen „tolerare“ und verwies ursprünglich auf jene von Gott bzw. den Göttern auferlegten Lasten, die Menschen zu tragen bzw. zu erdulden hätten. Mit der Aufklärung hat sich diese Bedeutung von Toleranz grundlegend verändert. In dem Maße, wie das göttliche Dogma seine alles bestimmende Kraft verlor und die Menschen sich ihrer selbst bewusst wurden, bekam Toleranz mehr und mehr die Bedeutung, Andere und deren Eigentümlichkeiten zu tragen, zu erdulden.

So wurde Toleranz zu einem Grundpfeiler offener Gesellschaften, wobei, und auch das sollten wir nicht übersehen: - Toleranz keineswegs heißt, all das, was um einen herum geschieht, auch gutzuheißen zu müssen. Toleranz meint etwas grundsätzlich anderes als Akzeptanz.

Tolerant zu sein bedeutet, Andere auch dann als Menschen ernst zu nehmen, wenn sie andere Ansichten verfolgen oder sich anderen Religionen verpflichtet fühlen. Wer andere ernst nimmt, setzt sich aber auch mit ihnen auseinander. Und so meint Toleranz eben auch sich einzumischen, die Debatte zu suchen, ganz so, wie die Lohmeyers das tun, wenn sie von einer demokratischen Entwicklungsarbeit, z.B. an Schulen sprachen. Aber, und auch das sollte klar sein: Toleranz ist niemals grenzenlos. Niemand muss Rassismus oder Verhältnisse, in denen etwa die Rechte von Frauen missachtet werden, „erdulden“. Dort, wo die Menschenwürde und die aus ihr abgeleiteten Menschenrechte verletzt werden, werden auch die Grenzen der Toleranz überschritten. Wir würden Toleranz auf eine fatal Weise missverstehen, wenn wir über die Gewalt, die in der eigenen Gesellschaft dramatisch zugenommen hat und längst bis in die gesellschaftliche Mitte reicht, hinwegsehen würden. Mit all den uns zur Verfügung stehenden Mittel sollten wir dafür sorgen, dass die verfassungsrechtlich verankerte Unantastbarkeit der Würde des Menschen, die Verfassung als solche, nicht zu einer Worthülse verkommt.

Und damit bin ich wieder bei unseren Preisträgern und bei den Mitteln, mit denen sie für Offenheit und Toleranz streiten. Sie halten keine Reden, wie ich das hier tue, sondern engagieren sich mit Mitteln der Kunst und Kultur. Sie veranstalten Rockfestivals, bieten Bildungsprogramme an, organisieren Workshops für Geflüchtete und machen Theater, und eben das ist der Lage höchst angemessen.

Schauen wir auf den zweiten Preisträger: auf das Boat People Projekt. Schauen wir auf dessen Arbeit mit Menschen, die zu uns geflohen sind.

Begonnen hat das 2009, also lange bevor die sog. Flüchtlingskrise Schlagzeilen machte, - und so auch lange bevor andere Theater in Deutschland das Thema aufgegriffen haben. Ich hatte im Januar das große Vergnügen, im Frankfurter Schauspielhaus eine Aufführung des Boat People Projekts erleben zu dürfen. Und ich war begeistert.

Für mich jedenfalls war die Frage, die Teile des deutschen Feuilletons beschäftigt, ob Theater mit Migranten nun Sozialarbeit sei oder Kunst, schnell beantwortet. Das, was das Boat People



Projekt tut, was die Schauspieler*innen auf die Bühne bringen, ist ohne Frage Kunst – aber es ist auch Arbeit am Sozialen. Engagiertes Theater lebt vom Gegenwartsbezug; es lebt davon, den Ereignissen, Erfahrungen und Gefühlen, die gesellschaftlich virulent werden, einen Raum zu geben, sie zu dramatisieren und mitunter so erst für Zuschauer erlebbar zu machen. Im Falle des Boat People Projekts ist die Arbeit auf der Bühne aber auch von großer Bedeutung für die Künstler selbst.

Denn die soziale Verunsicherung, von der ich anfangs in Bezug auf die deutsche Gesellschaft gesprochen habe, betrifft ja Flüchtlinge und Migranten in einem noch sehr viel stärkeren Maße. Und damit meine ich gar nicht mal nur die seelischen Erschütterungen, die Flüchtlinge aufgrund von Gewalt- und Angsterfahrungen erlitten haben, sondern die Verunsicherungen, die daher rühren, dass die Vertrautheit des Alltags verloren gegangen ist und lebensgeschichtlich erworbene Gewohnheiten und mitunter tief verinnerlichte Gebote auf einmal nicht mehr gelten.

Viele Geflüchtete sind unter autoritären Verhältnissen aufgewachsen. Das, was bislang als gut und richtig galt, muss nun nicht unbedingt mehr gut und richtig sein. Wo in den Herkunftsländern vielleicht patriarchalische Verhältnisse und religiöse Dogmen den Kosmos zusammengehalten haben, spaltet sich nun die Welt in vielfältige neue und unbekannte Möglichkeiten auf, und auch das kann zunächst als Verlust und Leere empfunden werden. Auch hier zeigt sich eine Obdachlosigkeit, die weit über den Verlust des Zuhause hinausreicht.

Um mit solchen Verunsicherungen zurecht zu kommen, braucht es Zeit, und es braucht vor allem den Raum, um für sich und gemeinsam mit anderen klären zu können, wie unter den neuen Lebensumständen ein gutes Leben und Zusammenleben aussehen könnte

So wichtig die materielle Absicherung von zu und Geflohenen und Migrierten ist, erfordert gelungene Integration deshalb doch mehr: sie erfordert auch und gerade die Chance, sich in der neuen Umgebung zurechtzufinden und dabei jene Ängste und Unsicherheiten bearbeiten zu können, die diesem Prozess im Wege stehen. Die Kunst, die Musik, das Theater, wir alle wissen das, bieten einen wunderbaren Raum sich immer wieder neu mit dem, was wahr, gut und schön sei, auseinanderzusetzen.

Wenn Sie die Chance haben, eine Aufführung des Boat People Projekts zu besuchen, tun Sie es. Und vielleicht können sie dann auch die Bewegung nachvollziehen, die den Leuten des Theaterprojekts so wichtig ist. Eine Bewegung, die auf beiden Seiten auszumachen sei: auf Seiten derjenigen, die schon länger bzw. immer hier leben als auch auf Seiten der neu Angekommenen, der Migranten und Geflohenen. Gemeinsam würde man sich verändern, haben die Theatermacher festgestellt. Fragen, mit wem man wie das Leben gestalten möchte, kämen zur Sprache; Fragen, die letztlich zu klären sind, um sich jener Heimat anzunähern, von der Bloch gesprochen hat. Einer Heimat, wohlgemerkt, die in erst ist der Begegnung mit Anderen Gestalt annimmt.

Lassen sich mich abschließend noch ein paar Worte zur Frage der Demokratie sagen. Denn die steht heute allerdings in hohem Maße unter Druck. Wir sehen das in Frankreich, dem Mutterland



der Menschenrechte, wo im Zuge der Bekämpfung extremistischer Gefahren gerade zentrale Bürgerrechte dauerhaft eingeschränkt werden. Wir sehen das aber auch in vielen anderen Ländern, auch im eigenen, wo Politiker sich mit dem Verweis auf eine bedrohte Sicherheit als sicherheitspolitische Hardliner geben und immer wieder Maßnahmen zu Abschottung vorschlagen, die geltendem Recht widersprechen. Die ganze Brisanz der Lage zeigt sich darin, dass das, was viele von uns noch immer für einen Ausnahmezustand halten, schon bald zu einer bitteren neuen Normalität werden könnte.

Flüchtlingen beizustehen und der wachsenden Gewalt zu begegnen, ist ohne Frage ein Gebot der Stunde, eines, das wir angesichts der besorgniserregenden Entwicklungen in Europa gar nicht ernst genug nehmen können. Darüber hinaus müssen wir uns auch Klarheit darüber verschaffen, wie die Verhältnisse in der Welt politisch zu gestalten wären, damit Menschen gar nicht erst verzweifelt umherziehen müssen und Hass und Gewalt keine Chance haben.

Gefordert ist mehr als Sonntagsreden, in denen Politiker an die Toleranz und die Solidarität der Bürgerinnen und Bürger appellieren. Gefordert ist auch eine Politik, die für eine menschenwürdige Gestaltung der Lebensumstände sorgt und so erst die Voraussetzung für ein friedvolles Miteinander schafft. Im eigenen Land, in Europa und in der Welt.

Viele Menschen in Afrika, Asien und Lateinamerika verbinden mit Europa noch immer die Idee einer Alternative zu den Verhältnissen, unter denen sie selbst zu leben gezwungen sind. Diese Idee, die Idee eines den Menschenrechten verpflichteten, auf sozialen Ausgleich und Integration drängenden Europas gilt es heute zu verteidigen: gegen die Angriffe von rechts, aber auch gegen diejenigen, die in Europa nur einen Verwaltungsapparat zur Sicherung eigener Macht- und Geschäftsinteressen sehen.

Betrachten wir also die Ehrung der beiden Preisträger auch als einen Appell an uns alle. Sehen wir darin die Aufforderung, das, was die Lohmeyers und das Boat People Projekt mit ihrem Engagement in ihrem Umfeld angelegt haben, aufzugreifen und entschlossen weiterzuführen. Ich denke, wir können Ihnen so am ehesten den Respekt zukommen lassen, den sie verdienen.

In diesem Sinne, möchte ich der Jury für ihre kluge Entscheidung danken. Und Ihnen, liebe Birgit und lieber Horst Lohmeyer und natürlich auch Ihnen, den Leuten vom Boat People Projekt ganz herzlich zur Auszeichnung mit dem Göttinger Friedenspreis gratulieren.